Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 26 (2013)

Rubrik: Übermenschliche Wesen : Venediger und fahrendes Volk

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Venediger und fahrendes Volk

Viele unserer Hügel und Berge enthalten mehr oder weniger reiche Erzadern, nach denen an manchen Orten schon in unvordenklichen Zeiten von Unbekannten gegraben wurde. Da sich die Einheimischen wenig damit beschäftigten, muss der Bergbau von berufenen Händen betrieben worden sein. Oft waren es ganz wunderliche, dunkelhaarige Leute aus dem Welschland, die auf die Schweizer Alpen gestiegen kamen. Sie suchten im Gefels und in den Wildbächen nach Gold. Es lag offenbar am nächsten, alle diese Minenarbeiter auf das Zwergenvolk zurückzuführen. Die fremden Goldsucher haben darum so manche Züge behalten, die an die Zwerge erinnern.

Fremde sind heidnische Zauberer

Für unbekannte Leute ist bald eine Bezeichnung gefunden: Was fremd und nicht deutsch ist, heisst kurzweg «welsch». Die fremden Goldgräber nannte man «Venediger», und man sah sie nicht ungern, denn sie waren manierlich und machten den Älplern manche Kurzweil, indem sie von fremden Ländern und ihrer Stadt am Meer erzählten. Venedig war ja seinerzeit ein reiches, glänzendes Staatswesen, und der Schluss liegt nahe, dass der Volksmund den Reichtum der Lagunenstadt auf solche Quellen zurückzuführen wusste.

Besonders merkwürdig jedoch fanden die Hirten, dass die Venediger die Tasche, die sie umgehängt hatten, immer voll Goldsand heimtragen konnten, während sie selber trotz allem Suchen kein Körnchen und kein Stäubchen fanden. Doch sie wussten wohl, dass die Venediger mehr konnten als nur Haferbrei essen, und so wurde der fremde Goldgräber, der glücklicher war, auch gleich zum Zauberer, der mit unsichtbaren Gewalten im Bund stehen musste. Der Venediger ist damit der Zwerg, der zum heidnischen, fremden Zauberer ausgewachsen ist. In Graubünden waren es die übermässig reichen Bewohner von Plurs, die überall Gold suchten und auch fanden. Davon aber wurden die Leute übermütig und wandten sich von Gott ab, und deswegen soll der Berg den Flecken Plurs zugedeckt haben.[1]

Bergspiegel und Wünschelrute

Die Vorstellung vom zauberhaften Sehen in die Ferne durch einen Bergspiegel hängt ebenfalls mit den Sagen von den Venedigern zusammen, die Kristalle benützt haben sollen, um das zu erkennen, was sich in einem Haus oder auf einem weit entfernten Feld abspielte. Dieser Spiegel – vielleicht ein Bergkristall – ist ein bekannter Begriff aus dem Volksglauben, in dem sich nicht nur zeigen soll, wonach der Benützer fragt, sondern im Sagenkreis rund um den Bergbau auch unter der Erdoberfläche befindliche Bodenschätze geortet und sichtbar gemacht werden können. Der Ursprung dieses «Erdspie-

Kapitelüberblick

- **Flüssiges Gold** (Grabs). Venediger finden flüssiges Gold in den Werdenberger Bergen.
- **Das Goldbrünnlein am Brögstein** (Wartau). Ein Venediger wird betrogen und verflucht eine Goldquelle.
- **Der Schatz des Venedigers** (Sennwald). Ein Schatz geht durch Überschätzung der körperlichen Kraft verlustig.
- **Der wunderbare Spiegel** (Sennwald). Ein Saxer Freiherr sieht in Venedig durch einen Bergspiegel seine Heimat.
- **Der fahrende Schüler** (Wartau). Ein fahrender Schüler verhilft den Wartauern zu unentgeltlichem Wein.
- **Das gebannte Feuer** (Sennwald). Zigeuner können das Feuer bannen.
- **Die Staudenbettler** (Gams). Fahrendes Volk kann mehr als andere Leute.

Zur Abbildung am Textanfang: Der erfolgreiche Goldgräber aus dem Welschland – der «Venediger» – galt dem gemeinen Volk als Zauberer, der mit unsichtbaren Gewalten im Bund stehen musste. Darstellung von Schatz- und Erzsuchern mit Wünschelruten in Agricolas «De re metallica», 1556. Public-Domain-Bild

gels» mit der nicht erklärbaren magischen Funktion ist in den technischen Fähigkeiten der frühen Bergleute zu suchen, die vor allem im Altertum weit über denen ihrer Zeitgenossen lagen.

Über die Herstellung eines Bergspiegels erzählt der Volksmund im Urnerland: *«Wenn man einen Bergspiegel will, soll man in der Heiligen Nacht auf einer Kreuzstrasse ein Loch in den Erdboden graben, einen Spiegel, mit dem Glas nach unten gewendet, darinnen vergraben und von zwölf bis ein Uhr auf dieser Grube stehen bleiben. Da werden aber alle Hexen und Teufel in allen möglichen Gestalten auf einen losfahren. Aber sie können einem nichts antun; man muss nur ausharren, so kann man am Ende der Stunde den Spiegel ausgraben. Aber in den Spiegel soll man zuerst einen Hund hineinschauen lassen, den Ersten nämlich, der in einen solchen Spiegel schaut, nimmt der Teufel. Nachher vermag jedermann mit ihm durch alle Berge hindurch und in die weitesten Fernen zu sehen, was er will.»*

Der Bergspiegel, ein Werkzeug von Zauberern und Hexenmeistern, entspricht in seinem Wesen also dem Zauberspiegel, der – wie die Wünschelrute – in der Märchenwelt eine Rolle spielt. Jene ist ein zumeist ypsilonförmig aus einer Astgabel oder gebogenem Draht gefertigtes Instrument, das auf Anziehungskräfte oder Ausstrahlungen von Erzen und Metallen oder verborgenen Gegenständen im Erdreich reagieren soll und noch heute bei der Suche von Wasseradern durch den «Rutengänger» Anwendung findet.[2]

Von Altsess gegen Imalschüel: Bei den Roten Platten (Bildmitte oben) liess ein Venediger das helle Gold des Berges herauströpfeln. Foto Hans Jakob Reich, Salez

Zigeuner und fahrende Schüler

Das seit dem 15. Jahrhundert in weiten Teilen Europas verbreitete Volk der Zigeuner[3], das keinen festen Wohnsitz kennt und als «Fahrendes Volk» oder «Heiden» von Ort zu Ort zieht, hat seinen Ursprung im fernen Indien. Das fremdländische Aussehen – schwarzäugig, braunhäutig und tiefschwarzes Haar – und ihre für Sesshafte nur teilweise verständliche Sprache trugen dazu bei, dass sie von der Bevölkerung mit einer gewissen Angst und Abneigung aufgenommen wurden. Dass auch sie «mehr konnten» als gewöhnliche Leute, liegt daran, dass sie sich nicht nur als Gold-, Silber- und Kupferschmiede – als sogenannte Kessler – betätigten, sondern auch ihre eigenartige Musik und die Wahrsagerei ausübten.

Geheimnisse verrieten auch die «fahrenden Schüler» des Mittelalters, die meist für die Zeit zwischen zwei Aufenthalten an Hochschulen durchs Land zogen. Die erste Form dieser im Mittelalter sehr zahlreichen Menschenklasse führte ein freies Wanderleben und fand auch als Kapläne und Gesellschafter an den Höfen Dienst. Aus ihnen entwickelten sich im 13. Jahrhundert die wandernden Gesellen mit viel Vorliebe für die Dichtkunst. Es waren nicht mehr ausschliesslich wirkliche Geistliche, sondern zum Teil Studenten, die erst Kleriker werden wollten. Im 14. Jahrhundert wurden sie aus dem geistlichen Stand ausgestossen und trieben sich bei den Bauern als Zauberer und Hexenbanner, Wunderdoktoren und Kuppler umher. Erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts kamen die eigentlichen «alten Schulbuben» auf, die – in Anspielung auf ihre Zechlust als «Bacchanten» – den Stadtschulen nachgingen und sich als Unterlehrer vermieteten.

Die fahrenden Schüler stehen in unseren Sagen den Venedigern nahe und werden gern mit ihnen verwechselt. Es sollen ganz sonderbare Menschen gewesen sein: selten setzten sie sich, sie spazierten meistens umher und hatten eine Wünschelrute bei sich und Bücher, die andere Leute nicht lesen durften. Las man darin, so eilte der Schüler ängstlich herbei und musste, um Unglück zu vermeiden, das nämliche Stück rückwärts lesen. HG

Senn 1862, S. 296; Seger 1980, S. 56; Senti 2001, S. 298ff.

1 Ein Bergsturz begrub 1618 den Ort Plurs/Piuro oberhalb von Chiavenna mit über 2000 Einwohnern; der überforcierte Speicksteinabbau hatte den Berg Conto unterhöhlt.

2 Siehe dazu auch SULSER, HANS, *Wünschelrute, Pendel und Co.* In: *Werdenberger Jahrbuch 1993*, 6. Jg., S. 166–169.

3 Vgl. dazu auch GABATHULER, HANS-JAKOB, *Fahrendes Volk, Vaganten und fremde Fötzel.* In: *Werdenberger Jahrbuch 2012*, 25. Jg., S. 106–124.

• Flüssiges Gold

Dass unsere Berge erzreich sind, wussten vor Zeiten schon die Venediger; sie kamen und sammelten kostbare Steine in ihre Säcke. Sie sagten, man werfe hier mancher Kuh einen Stein nach, der mehr wert sei als die Kuh selber. Die Venediger fanden aber auch flüssiges Gold; an gewissen Stellen unserer Felsen stellten sie ein Gefäss hin, in welches das Gold träufelte. Waren die fremden Männer reich genug, so kehrten sie nach Venedig zurück, wo sie in schönen Palästen wohnten. Die Fussböden der Häuser, ja sogar die Strassen der Stadt waren mit Talern belegt.

***

Auch im Werdenberg kamen die Venediger auf die Berge, kannten dort die Stellen, wo helles Gold aus den Felsen tropfte, und sammelten auch goldhaltige Steine. Einst soll beispielsweise ein lumpig gekleidetes Venedigermannli bei den Roten Platten auf der Alp Imalschüel eine Kanne hingestellt haben, wo er das Gold des Berges herauströpfeln liess. War einer reich genug, so kehrte er in einer Nacht wieder heim. Einer aus der Gegend fuhr einmal mit und wusste bei seiner Rückkehr nicht genug zu erzählen von Venedigs Pracht und Reichtum, denn dort seien die Strassen und die Dächer mit Talern besetzt. – Venediger suchten auch die Alp Naus auf, um bei den Felsen der Wissen Frauen, einer imposanten Reihe von Felsköpfen südlich des Voralpsees, das in Tropfen herunterrinnende Gold aufzufassen.

Senn 1862, S. 296; Henne 1874, S. 149; Kuoni 1903, S. 55.

• Das Goldbrünnlein am Brögstein

Ein Venediger hatte einst vom Goldbrünnlein am Brögstein im Selfa gehört, wo einer Spalte im Fels ein Quell entspringt, dessen Wasser barlötiges Gold wie feinen graubraunen Staub aus dem Berg herausschwemmte. Er stellte sein Krüglein darunter, ging zu einem Bauern und trug ihm an, er solle hie und da nachsehen, und wenn das Krüglein beinahe voller Bodensatz sei, soll er diesen in das lederne Säcklein leeren, das er ihm gab. In einem Jahr werde er wieder kommen und wolle ihn gut bezahlen. Er dürfe aber niemandem etwas davon erzählen. – Der Bauer gehorchte.

Nach einem Jahr erschien der Fremde wieder, wie er versprochen hatte, und staunte nicht schlecht, als er sein Säcklein sah: «Du bist wahrlich ein ehrlicher Mann, deinen Lohn hast du dir treulich verdient. Die Hälfte sei dein!» «Was soll ich mit der Hälfte dieses wertlosen Bodensatzes machen?», fragte der Bauer. *«Mit dim nütiga Häpf* – deinem billigen Bodensatz – kannst du die halbe Gemeinde kaufen. Das ist Gold, barlötiges Gold! Hast du nicht gemerkt, wie schwer das Säcklein wiegt? Du musst ihn nur schmelzen, aber mit Kohle, nicht mit Holz, dann wirst du es sehen.»

Uf ain Chlapf – auf einen Schlag – war der Bauer reich geworden und dachte bei sich: *«Di halb Gmai*^{n} *chönn-i chofa, hät er mer gsait. Jetz mach-i das no a Joor, dänn chof i di ganz!»* Das folgende Jahr teilten sie wieder. Diesmal aber meinte der Bauer, er sollte etwas mehr erhalten, er habe schliesslich viel Arbeit und Umtriebe gehabt. Der Fremde liess ihm das gelten und gab ihm *en ghuffnata Esslöffel* voll – einen gehäuften Esslöffel – als Zustupf.

Das dritte Jahr neigt sich dem Ende zu. Dem Goldbauern ist es nirgends mehr wohl. *Er tüicht nu no umma, wia an Muu*^{n}*schi*^{n}*schatta-n im Winter* – er schleicht umher wie ein Mondscheinschatten im Winter – und am Vorabend des abgesprochenen Teiltages packt er alles zusammen: vom letzten Jahr alles samt dem eigenen von früher. Wie ein Schelm will er damit über den Rhein. *Döt hät-am der Hooggamaa*^{n} *passat un höögglata-n ihi* – dort aber lauerte ihm der Hooggamaa^{n}[4] auf und zog ihn ins Wasser. Man fand die Leiche des Bauern bei Haag, und am Goldschatz freut sich noch heute ein Wasserfräulein im Bodensee.

Als der Venediger kam und sah, wie spät es geworden war, tat er einen schrecklichen Fluch. *Siter hät ds Brögschtai*^{n}*brünnili kai*^{n} *Satz mea nu no groua Tuggschtai*^{n} – seither führt das Brögsteinbrünnlein keinen Bodensatz mehr, es setzt nur noch grauen Tuffstein an.

Gabathuler 1938, S. 163f.

• Der Schatz des Venedigers

Im Salezer Schlosswald sah einst ein Jäger ein Venedigermannli. Dem folgte er, bis es zu einem Felsen kam. Dort gelang es ihm, den Venediger einzufangen und festzuhalten. Da berührte dieser den Felsen. Es öffnete sich ein Gang, der zu einem Gewölbe führte, gefüllt mit goldenem Laub. Der Zwerg erlaubte ihm, eine Manneslast mitzunehmen, doch bat er ihn inständig, sich ja nicht zu überladen, denn nur, wenn er diese bis nach Hause zu tragen vermöchte, könne er den Schatz einlösen.

Der Mann aber überschätzte seine Kräfte. Schon auf halbem Wege musste er die Last fluchend fallen lassen. Und als er den Sack öffnete, enthielt er nichts anderes als dürres Laub und Steine.

Aebi 1985, S. 15.

• Der wunderbare Spiegel

Freiherr Ulrich Philipp mit dem Kropf führte als Feldobrist[5] im Dienste der französischen Krone sieben Fähnlein Schweizer Knechte in der Schlacht bei Ceresole[6] zum glänzenden Sieg über spanisch-deutsche Landsknechte. Ein Lanzenstich traf ihn am Hals und befreite ihn ohne weiteren Schaden von seinem Kropf.

Vor seiner Abreise in die Heimat weilte er als Gast in der Stadt Venedig und machte auch dem Rat seine Aufwartung. Nach dem Ehrentrunk führte ihn der Doge in den Spiegelsaal seines Palastes, damit ein Astrologe ihm sein Horoskop berechne und ihm sein Schicksal vorhersage. Die Sterne lügen nicht: Mars stand günstig für den Kriegsmann und verhiess ihm Sieg. Doch zum Licht gehört untrennbar der Schatten: Venus, der Stern der Liebe,

Auch vom Schloss Forstegg bis hinauf zu den Gipfeln der Berge gewannen die Venediger ihr Gold. Foto Hans Jakob Reich, Salez

verhiess ihm keine Gunst. Was sollte das bedeuten? Erwartete ihn nicht seine Gemahlin daheim auf seiner Burg Forstegg?

Der gelehrte Magier ergriff seine Linke, um des Schicksals geheimnisvolle Runen zu entziffern. Und siehe da, es lag auf der Hand, dass der Lebensweg des Freiherrn nicht glatt und friedlich verlaufen werde! Da zog der Doge einen Vorhang zur Seite und sagte: «Kommt, lieber Freiherr, schaut in diesen Spiegel von reinstem Bergkristall. Darin könnt Ihr die Schätze Venedigs sehen, woraus Euch ein Ehrensold zuteil werden soll.» Der Freiherr schaute und staunte, geblendet von dem Gefunkel des Goldes und der Edelsteine. Da sah man kleine Bergmännchen in den Höhlen und Klüften der Berge schürfen, und die Hämmerchen erklangen auf dem Erz wie Pferdegeklingel in frostiger Winternacht.

«Ach», sprach der Freiherr, «wäre nur der Goldstaub der Schatzkammern Venedigs mein, so könnte ich armer Freiherr meines Hauses verblassten Glanz erneuern. Wohl ist das Glück mir in der Feldschlacht treu, und meinem Schwert verdanke ich der Ehren viele. Doch Ehre bringt nichts ein, im Gegenteil, sie kommt mich teuer zu stehen. Ihr wisst wohl, einem kleinen Freiherrn mangelt es immer an Geld.»

«Mein edler Freiherr, dieser Reichtum, den wir hier schauen, stammt nicht zuletzt aus den Bergen euerer Heimat. Vom Schloss Forstegg hinauf bis zu den Gipfeln des Alpsteins gewinnen unsere dienstbaren Geister grosse Schätze aus den unterirdischen Klüften und Höhlen. Seid Ihr Venedigs treu ergebener Freund und bleibt euer Mund verschwiegen und versiegelt, so will ich Euch das Geheimnis dieses Zauberspiegels offenbaren, und Ihr werdet Eueren Anteil haben an den Schätzen dieser Welt. Doch wenn Ihr das Geheimnis einem Menschen offenbart, so wird der Quell des Reichtums versiegen und Armut fürderhin Euch und Euere Nachfahren begleiten, und Hass und Neid werden Euer stolzes Geschlecht verderben.» Es war nicht des Freiherrn Art, sich lange zu bedenken, und mit aufgehobenen Fingern schwur er zu Gott und den Heiligen, das Geheimnis des Venedigers zu wahren.

Erneut liess ihn der Venediger in den Spiegel schauen, und siehe da: Wie durch ein Fenster sah er sein Ländchen liegen mit Wald und Weide, mit Weg und Steg, mit Hof und Haus, vom Grund bis zum Grat. Er sah den Bauern sein Feld bebauen, der Hirt hütete die Herde, die Richter fällten gerechten Schiedsspruch und der Händler zahlte den ehrlichen Preis. Er sah sein Schloss Forstegg mit Turm und Tor, Behausung, Ställen, Gärten und Brunnen, Knechten und Mägden. Nur eine fehlte, sein Weib und Ehegemahl. Es wird ihr doch nichts Böses zugestossen sein?

Gleich wollte er aufbrechen, um mit eigenen Augen zu sehen, was ihm der Spiegel entdeckt hatte und dennoch verborgen hielt. «Habt tausend Dank, Venediger, gehabt Euch wohl!»

Der Freiherr überwand die wilden Gebirge heil und unversehrt von Schneelawinen und Steinschlag. Ihn

4 Vgl. dazu die Ausführungen unter «Chilchliföchs, Hooggamaa[n], Rietgeiss und Konsorten», S. 107 f.

5 *Feldobrist:* Regimentskommandant, Oberst, kommandiert sieben «Fähnlein» zu je etwa 150 Schweizer Söldnern.

6 *Schlacht von Ceresole:* Schlacht vom 14. April 1544 während der Italienerkriege zwischen Frankreich und den kombinierten Kräften von Habsburg und Spanien.

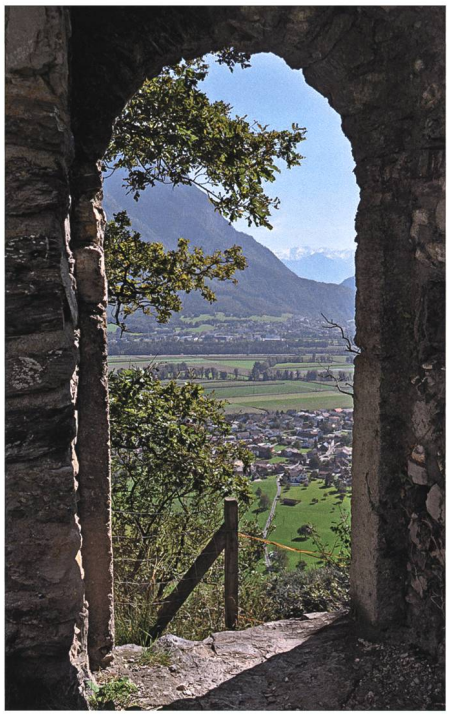
fasste kein Schwindel auf dem schwankenden Steg, sichern Tritt fand sein Maultier auf bösem Stein. Froh erreichte er endlich seine Burg. Es stiess der Wächter in sein Horn, seine Ankunft zu künden, doch niemand eilte ans Tor, ihn freudig zu empfangen. Blass und verzagt nahte der Burgvogt, die böse Kunde zu melden: «Die Herrin hat treulos gehandelt und ist mit des Freiherrn Bastardbruder[7] bei Nacht und Nebel mit der Fähre über den Rhein geflohen!» Purpurrot färbt sich des Freiherrn Stirn, und heiser vor Zorn raucht sein Atem. Und ohne den Staub von den Schuhen zu schütteln, wendet er sein Pferd und sprengt zum Burghof hinaus und fort in fremde Lande.

Er ergab sich dem Trunke, und eines Tages geschah es, dass er sich im Rausch vergass und seinen Zechkumpanen das Geheimnis des Venedigers ausplauderte. Von dieser Stunde an waren ihm die Schatzkammern der Berge verschlossen. Er geriet immer tiefer in Schulden. Seine Söhne verzehrte Unfriede, Hass und Neid; Brudermord trieb sie fort und geächtet und verarmt starben sie auf fremder Erde. Sein Enkel, ein trunksüchtiger Taugenichts, war schliesslich gezwungen, Burg und Land und alle Herrlichkeit seiner Väter an die mächtige Reichsstadt Zürich zu verkaufen.

Aebi 1985, S. 17ff.

• Der fahrende Schüler

Wie in den deutschen Städten, so existierten auch in Italien bereits vor vielen hundert Jahren Hochschulen oder Universitäten. Da gab es viele Schüler, die einige Zeit studierten, dann aber die Schule wechselten und weiter zogen, wenn sie glaubten, die bisherigen Professoren könnten ihnen nichts Neues mehr beibringen. Verglichen mit den gewöhnlichen Menschen, die im Werdenberg einfache Untertanen waren, von denen die Wenigsten lesen und schreiben konnten, erschienen diese Studenten verständlicherweise unheimlich gebildet. Man glaubte daher, dass



Das südöstliche Törlein der Ruine Wartau gegen Weite steht offen. Hier Wein holen zu wollen ist jedoch für alle Zeiten vorbei.

Foto Hansjakob Gabathuler, Buchs

sie mehr konnten, als andere Leute, ja, dass sie gar mit höheren Mächten in Verbindung stehen mussten; und weil diese Studenten von einer Hochschule zur andern zogen, bezeichnete man sie als fahrende Schüler.

Eines Abends nun sass ein solcher Scholar[8] im Wirtshaus am Holenweg und hörte den Murriser Bauern zu, die darüber diskutierten, dass man noch heute auf der Burg Wein holen könne, wenn man wüsste, wie anstellen. Der fahrende Schüler spitzte die Ohren und versuchte, den ihm fremden Dialekt zu verstehen, was ihm gar nicht schlecht gelang. Jedenfalls bot sich ihm hier unter Umständen die Gelegenheit, ein paar Batzen zu verdienen. Deshalb mischte er sich ins Gespräch ein und erklärte, wenn sie ihm die Ürte – alles, was er hier im Wirtshaus gegessen und getrunken habe – bezahlten, und auch die Übernachtung, dann zeige er ihnen, wie man an den Burgwein komme. Sie müssten aber seine Anweisungen ganz genau befolgen. Ungläubig hörten die Männer zu. Weil sie aber vor dem Schüler Respekt zeigten, neugierig waren und jeder gern von diesem Wein gekostet hätte, waren sie bald einmal mit dem Vorschlag einverstanden. Der Scholar schickte sie nun nach Hause, um sich mit Geschirr – Tansen und Lägeln zum Tragen des Weins – und mit Tassen und Bechern zum Trinken auszurüsten.

Als die Männer mit ihren Behältnissen angerückt gekommen waren, zogen sie gemeinsam dem Gretschinser Weglein entlang, am Gchugglet Stein vorbei und über die Halde der Burg entgegen. Glücklicherweise war es eine prächtige Mondscheinnacht, so dass man den Weg nicht verfehlen konnte. Doch hatten die meisten nicht wenig Herzklopfen, als sie in den Burghof kamen und dort plötzlich eine grosse Tür in der Mauer gewahrten, die sonst nie zu sehen war.

Schon beim Anmarsch hatte der Fahrende die Männer eindringlich darauf hingewiesen, sie müssten dann alles genau so machen, wie er es ihnen sage, dann könnten sie auch später, wenn er abgereist sei, auf der Burg Wein holen. Das Wichtigste aber sei, dass die ganze Zeit kein einziger ein Sterbenswörtchen rede, sonst sei es dann für alle Zeiten mit dem Weinholen vorbei!

Vor der Tür wiederholte er seine Anweisungen und sagte, er nehme jetzt den Schlüssel, der in einer Spalte über der Tür versteckt liege, und er gebe ihn dann dem, der neben ihm stehe. Dieser seinerseits müsse ihn dem Nächsten weiterreichen, bis ihn alle in den Händen gehabt hätten. Der Letzte müsse ihn dann wieder ihm zurückgeben, und er würde dann die Tür öffnen und den Schlüssel zurücklegen. Dann werde man eintreten, und jeder könne sein Geschirr füllen und sich auch ein Schlücklein oder zwei genehmigen. Auf dem Rückweg nehme er den Schlüssel wieder herunter, schliesse damit die Tür ab und reiche ihn dann weiter. Der Letzte müsse ihn zurückgeben, und er lege ihn dann wieder in die Spalte. Wenn sie das später genau gleich machen würden und dabei die ganze

Zeit kein Wort verlauten liessen, könnten sie bestimmt auch später immer wieder Wein holen.

So machten sie es: Sie traten in einen riesigen Keller ein, in dem drei mächtige Weinfässer standen. Sessel gab es auch, wo sie sich niedersetzten. So hockten sie eine Weile, liessen wacker Wein zum Mitnehmen aus den Fässern laufen und tranken natürlich einen Becher oder zwei, einige wohl auch etwas mehr. Beim Verlassen des Kellers aber gab der Erste, der den Schlüssel hätte weiterreichen müssen, diesen direkt dem Fahrenden zurück. Da er wohl etwas zu tief in den Becher geschaut und mehr als eins über den Durst getrunken hatte, dachte er, es nütze sowieso nichts, wenn er den Schlüssel weiterreiche, er wisse schliesslich, wo er hingehöre, und wo er ihn das nächste Mal finden würde.

Der fahrende Schüler sagte kein Wort, machte sich auf den Rückweg, und die Tür verschwand wie ein Regennebel. Das hätte er so nicht machen dürfen, meinte er später zu dem Murriser, er habe ihnen doch genaue Anweisungen gegeben, was zu tun gewesen wäre. Jetzt sei es halt endgültig und für alle Zeiten fertig mit Weinholen auf der Burg!

Dutler 2002, S. 182f.

• Das gebannte Feuer

Ein alter Mann in Sax erzählte vor vielen Jahren: «An einem stürmischen Regentag ersuchte mich ein Trupp Zigeuner um ein Obdach in meiner Scheune, was ich ihnen aus Erbarmen für die Kinder gewährte. Gewöhnlich kennen diese Leute keinen Unterschied zwischen Mein und Dein, weshalb ich etwas später in die Scheune ging, um nach meinem Eigentum zu sehen. Da fand ich die ganze Gesellschaft auf dem Heustock um ein prasselndes Feuer gelagert; darüber hing, vermittels einer Kette an einem Balken befestigt, ein Kessel. Die Zigeuner bereiteten ihr Mahl. Man kann sich denken, wie ich erschrocken bin! Nach ihrer Abreise aber war vom Feuer keine Spur mehr vorhanden, überhaupt nichts Angebranntes zu sehen. In andern Scheunen haben es die Zigeuner ganz gleich gemacht. Sie können eben mehr als andere Leute; sie können das Feuer bannen.»

Kuoni 1903, S. 38f.

• Die Staudenbettler

Damals, als die Simmi noch ihren freien Lauf hatte, wuchsen von den Räppene bis zum Hasenguet nur Weiden und anderes Gesträuch. Kaum jemals verirrte sich ein Gamser in diese wüste, von Überschwemmungen verdorbene Gegend. Aber sie war trotzdem zeitweilig bewohnt, und zwar von Zigeunern. Den Männern muss das Gebiet zugesagt haben, denn sie waren allesamt Korber. Die Weiber und Kinder aber begaben sich meist auf den Bettel. Deshalb nannte man sie in Gams *Staudenbettler* oder *Karrenzieher.* Die Bettlerei und Korbflechterei war für sie ein einträgliches Geschäft, denn überall fanden sie sofort Käufer oder erhielten etwas geschenkt. Der Grund dafür war die Angst vor diesen Menschen, von denen man wusste, dass sie mehr konnten als Brot essen. Und dafür gab es Beispiele.

Unheimlich genug war nur schon, wie sie Gewalt über die Elemente hatten. Sie bewohnten mit Erlaubnis der Bauern einige Ställe an der Simmi. Tag und Nacht brannten darin Feuer, und zwar teils auf dem blossen Bretterboden, teils gar auf den offenen Heustöcken! Daran kochte oder wärmte sich das Bettelvolk. Kein Bauer verbot ihnen das, denn noch nie war deswegen ein Gebäude abgebrannt. Gelegentlich erschienen auch Neugierige, die nicht glauben wollten, dass ein Feuer im Heustock nicht um sich greife. Wenn sie sich dann davon überzeugt hatten und bei dieser Gelegenheit ein Pfeifchen anzünden wollten, verwehrten ihnen die Fremdlinge das aufs Schärfste. Andererseits erlaubten diese das Rauchen ohne weiteres, wenn sie selbst den Besuchern Feuer anbieten konnten. Zum Zeichen, dass kein Unbefugter daran etwas zu schaffen habe, waren diese ungewöhnlichen Feuerstellen immerzu von einer Frau oder einem Mann bewacht.

Auch die Art, wie die Staudenbettler mit Türschlössern umgingen, erstaunte die Gamser aufs Höchste. Jedes eiserne Schloss, und wenn es ein noch so ausgeklügeltes war, sprang sofort auf, wenn sie ins Schlüsselloch hineinbliesen. Einen Schlüssel brauchten sie nie. War das Schloss dagegen aus Holz, dann waren sie machtlos, weil Jesus am Holz gestorben ist. So erklärt sich eine stumme Besonderheit der alten Häuser auf Simmi: Alle hatten sie früher an der Innenseite der Türpfosten zwei Holzführungen. Durch diese hindurch wurde damals ein Holzriegel gesteckt; eine Einrichtung, die es sonst nirgendwo gab!

Ein drittes Beispiel der Kunst dieser ungebetenen Gäste hatte man von Hirtenbuben erfahren, die ihre Ziegen manchmal gegen die Simmi hinaustrieben, damit diese sich am Laub der Sträucher gütlich tun konnten. Bei dieser Gelegenheit verschwanden die Bürschchen natürlich in den geheimnisvollen Ställen und erschienen manchmal stundenlang nicht mehr im Freien. Einstens, als sie während eines solchen Besuchs doch wieder einmal nach ihren Tieren schauen wollten, bemerkten sie, dass alle weggelaufen waren und friedlich auf Scherrers Untergut weideten. Die Hüterbuben riefen erschrocken: «Die müssen wir sofort wieder in die Stauden jagen, sonst werden wir verklagt!» Einer der Korber aber beschwichtigte sie lachend: «Buben, bleibt nur hier! Euere Ziegen wird keiner sehen.» Und tatsächlich, auf dem Untergut pickte jetzt nur noch ein Schwarm Raben herum. Da war es den Kindern aber nicht mehr wohl bei der Sache. Doch wieder beruhigte sie der Mann: «Ihr braucht mir nur zu sagen, wann ihr wieder heimgehen wollt. Dann habt ihr anstatt der Raben euere Ziegen wieder.»

Kessler 1991, S. 59ff., Neufassung 2012, S. 21.

7 *Bastardbruder:* unehelicher Halbbruder.

8 *Scholar:* 'Schüler', von lat. *scola* 'Schule'.